

Für unsere Kinder

Nr. 25 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1909

Inhaltsverzeichnis: *Lofung.* Von Angelus Silesius. — Der stille Maschinenaal. Von Ernst Almsloh. — Bauernaufstand. Von Börries v. Münchhausen. (Gedicht.) — Eine Floßfahrt auf dem Main: VII. Mittenberg, ein Stück Mittelalter. Von Heinrich Wandt. — Großmama! Von Emma Döly. (Gedicht.) — Was die Gule die Svagen lehrte. Nach dem Russischen des A. Trubarjschiff von ed. — Das versteckte Bublein. Von Friedrich Güll. (Gedicht.)

Lofung.

Rein wie das feinste Gold, steif wie ein
Felsenstein,
Ganz lauter wie Kristall soll dein Ge-
müte sein.

Angelus Silesius (Johann Scheffler.)

○ ○ ○

Der stille Maschinenaal.

Schlaftrunken blinzelte die Antriebsmaschine
in den Saal. Hatte sie nicht eben Geräusch
gehört? Sollten die Arbeiter zurückgelehrt
sein? Sie sah niemanden, aber da war es
wieder, das Geräusch.

Sifff — sifff — buff — buff — sifff — buff.
Und was war es? Ein Brummer, ein ganz
gewöhnlicher Brummer, der durch irgend eine
zerbrochene Scheibe in den Fabriksaal geflogen
war und sich nun nicht wieder nach draußen
finden konnte. Aufgeregt und tollpatschig flog
er immer aufs neue mit seinem dicken Kopfe
gegen die blinden Scheiben.

Sifff — sifff — buffbuff — buff — sifff.
Die Antriebsmaschine schloß wieder die Augen
und träumte weiter.

Gott, war sie feinhörig geworden! Eine
Fliege konnte sie schon aus dem Schlafe
wecken! Wenn ihr das vor vier Wochen je-
mand gesagt hätte! Wie hätte sie den aus-
gelacht! Sie, die immer so müde war, wenn
die Fabrikglocke abends pffiff, daß sie schon
beinahe schlief, ehe nur die Arbeiter den Raum
verlassen hatten.

Sifff — buffbuffbuff — sifff — sifff — buff.
Jetzt hörte sie den Brummer am Fenster
und ärgerte sich beinahe, daß so ein Knirps
sie am Einschlafen hindern konnte.

Sie blinzelte nach dem Fenster hin und sah,
wie der Brummer sich in seiner ängstlichen
Aufgeregtheit immer weiter von dem Loch
entfernte, durch das er hereingekommen war.

„Sie da, Herr Brummer,“ rief sie ihm zu,
„wo wollen Sie denn hin?“

„Raus will ich, raus aus diesem verfluchten
Käfig.“

„Erlauben Sie mal! Käfig? Dann wären
wir hier wohl Gefangene!“

„Na, was seid ihr denn anders! Immer
müht ihr an demselben Flecke bleiben, und
wenn euch die Arbeiter nicht in Bewegung setzen,
müht ihr auch noch stillstehen wie ein Klotz.“

„Schon recht! Aber wenn wir erst in Be-
wegung sind, leisten wir auch nützliche Arbeit,
während du ein fauler Runtreiber bist.“

Sifff — sifff — buff — sifff — buffbuff — sifff.
„So etwas hören Sie wohl nicht gern, Herr
Brummer?“

„Ach, laßt mich mit eurem Gerede zu-
frieden. Sagt mir lieber, wie ich hier wieder
herauskomme.“

„Erst müssen Sie mir sagen, was Sie hier
überhaupt wollten. Sind Sie wohl gar ein
Streikbrecher?“

„Streikbrecher! Pfui! Sehe ich so aus?“

„Das gerade nicht. Ich meinte es auch nur so.“
„Aber wegen des Streiks bin ich doch hier
drin.“

„Wegen des Streiks? Hören Sie, Herr
Brummer, das interessiert mich. Und die
anderen auch! Sehen Sie, wie sie alle wach
geworden sind, die Esse, der Amboß, die
Stanzmaschine, die Treibriemen. Seit vier
Wochen hören und sehen wir nichts mehr vom
Streik.“

„Habt ihr denn vorher etwas davon gehört?“

„Natürlich, die Arbeiter redeten doch dar-
über. Und dann am letzten Tage! Als alle
aufhörten und uns noch einmal so recht lange
ansahen. Mancher wird da gewiß gedacht
haben: Ob wir uns wohl wiederssehen?“

„Und seitdem habt ihr nichts mehr gehört?“

„Nein, hier ist ja niemand wieder gewesen;
wir denken nur, daß der Streik noch immer
dauern muß, weil die Arbeiter noch nicht zu-
rückgelehrt sind. Aber so erzählen Sie doch
ein Wort, Herr Brummer, ich habe es vorhin
ja nicht böse gemeint.“

„Rumtreiber haben Sie mich genannt, Frau Antriebmaschine, aber eben deshalb weiß ich auch, wie's überall aussieht.“

„Wie denn?“

„Wie hier!“

„Wie hier? Was heißt das?“

„Na, was ist denn hier los?“

„Nichts.“

„Na also. Da draußen auch nichts.“

„Aha, jetzt verstehe ich Sie, Herr Brummer, die Arbeit ruht noch überall wie hier.“

„So ist es! Kein Schornstein raucht, keine Maschine arbeitet, nur ganz wenig Eisenbahnzüge fahren hin und her, und in den Häfen liegt Schiff neben Schiff, das seine Ladung nicht einnehmen oder nicht loswerden kann. Überall in Schweden, wo sonst gewerbliche Arbeiter die Hände regen, da ist es still wie an Sonntagen.“

„Das freut uns hier alle sehr! Wir sind nämlich alle auf Seiten der Arbeiter.“

„Das gehört sich auch so. Ich bin auch für die Arbeiter.“

„Das ist schön von Ihnen, Herr Brummer.“

„O bitte sehr! Das ist übrigens ja selbstverständlich, wenn man nicht selbst irgend ein Ausbeuter ist, so muß man für die Arbeiter sein. Donnerweiter, sind das tapfere Kerle! Sie hungern, als wenn das zum täglichen Brot gehörte. Und selbst die Kinder murren nicht mal.“

„Die Kinder! Ja, die tun mir leid, der Maschinist, der mich bedient, hat so einen prächtigen Jungen von zehn Jahren, der ihm immer das Essen bringt. Wenn ich den doch wiedersehen könnte!“

„Da werden Sie schon noch etwas warten müssen. Denn gerade Ihr Maschinist hat gestern abend noch zu seiner Frau gesagt: ehe nicht ein anständiger Frieden zustande kommt, bringen mich keine zehn Pferde wieder in die Fabrik.“

„Das freut mich! Ja, mein Grit Sjöström ist ein tapferer Kerl. Waren Sie denn bei ihm?“

„Ja, eben gestern abend. Und da sagte er noch zu seiner Frau: ich werde so eine Unruhe nicht los, als ob in unserer Fabrik etwas nicht in Ordnung wäre. Ich fürchte, Streikbrecher sind an meiner Maschine gewesen und haben sie beschmutzt und ruiniert, meine schöne, saubere Maschine!“

„Das hat er gesagt? Er denkt also an mich!“

„Ja, und da habe ich mir vorgenommen, daß ich heute herfliegen und nachsehen will. Und wenn alles in Ordnung ist, will ich es ihm diese Nacht im Traume ins Ohr summen.“

„Et ei, Herr Brummer, so ein lieber Kerl

sind Sie? Wer hätte das von Ihnen gedacht, als Sie uns hier vorhin durch Ihr Brummen aufgeweckt haben!“

„Ja ja, man sieht nicht immer gleich einem jeden an, was er wert ist. Na, wo komme ich denn nun raus?“

„Fliegen Sie etwas tiefer, noch etwas, noch ein klein wenig — so — so — und nun laufen Sie etwas links — recht so, über die Sprosse hinweg — —“

Siiii — siii — siii — — — — —

Langsam senkten sich die Schleier der Abenddämmerung über die Fabrik.

Und es wurde wieder still, wo sonst um diese Zeit die Hämmer dröhnten und die Maschinen ächzten. — Ganz still wurde es.

Ernst Almslof.

o o o

Bauernaufstand.

Von Börries v. Münchhausen.

Die Glocken stürmten vom Bernwardsturm, der Regen durchrauschte die Straßen, und durch die Glocken und durch den Sturm gellte des Urhorns Blasen.

Das Büffelhorn, das lange geruht, Veit Stofberg nahm's aus der Lade, das alte Horn, es brüllte nach Blut und wimmerte: „Gott genade!“

Ja, gnade dir Gott, du Ritterschaft! der Bauer stund auf im Lande, und tausendjährige Bauernkraft macht Schild und Schärpe zu Schande!

Die Klingsburg hoch am Berge lag, sie zogen hinauf in Waffen, auframmte der Schmied mit einem Schlag das Tor, das er fronend geschaffen.

Dem Ritter fuhr ein Schlag ins Gesicht und ein Spaten zwischen die Rippen, — er brach das Schwert aus der Scheide nicht, und nicht den Fluch von den Lippen.

Aufrauschte die Flamme mit aller Kraft, brach Balken, Bogen und Bande, — ja, gnade dir Gott, du Ritterschaft: der Bauer stund auf im Lande!

o o o

Eine Floßfahrt auf dem Main.

VII. Miltenberg, ein Stück Mittelalter.

Früh am Sonntag morgen zogen wir die Anker empor und fuhren durch die herrliche Gegend weiter. über die dunkelgrünen Kluppen

der Berge ergossen sich die Strahlen der aufgehenden Sonne und ließen die Fluten des Mains in allen Farben aufleuchten. Es war ein richtiges Sonntagswetter, wie wir es uns hätten nicht besser wünschen können. Gegen 9 Uhr vormittags bekamen wir das badische Freudenberg am linken Mainufer in Sicht. Es reiht sich den schon angeführten Mainstädtchen Karlstadt, Gemünden, Lohr und anderen mehr würdig an. Der Ort verdankt seinen Ursprung der Burg, die vom Würzburger Bischof Heinrich III. hier am Bergabhang im zwölften Jahrhundert erbaut worden ist. Von der ehemaligen starken bischöflichen Feste ist noch heute der mächtige Bergfried gut erhalten; drei aufeinandergestellten Würfeln gleichend, blickt er als schöne Ruine über das malerisch gelegene Städtchen herein, das schon im Mittelalter wegen seines bedeutenden Obst- und Weinbaues bekannt war.

Aber die Perle unter den mittelalterlichen Mainstädtchen ist das bayerische Miltenberg. Zur Mittagszeit trafen wir dort ein. Im Sonnenschein lag der freundliche Ort am linken Ufer des Stroms eingebettet und spiegelte sich mit seinen Häusern aus Rotsandstein in den schimmernden Wellen. Hinter den Häusern stiegen die dunkelgrünen Abhänge der Berge empor, und aus dem frischen Laub der Bäume dräuete die altherwürdige Wildenburg und warf ihren Schattens auf die terrassenförmig aufsteigenden Häuserreihen des zu ihren Füßen liegenden Städtchens. Auch einige stolze, schloßartige Villen und Kurhäuser glänzten im Mittagssonnenschein aus dem saftigen Grün der Berghalden und belebten mit ihren hellblinkenden Mauern und blitzenden Fensterreihen den waldigen Hintergrund. Hier und da erhob sich über die Häusergruppen des Städtchens ein altertümlicher Torturm oder das hohe Giebeldach eines Klosters; dazwischen blinkte die Kuppel der Synagoge, und die mächtigen zwei Türme der katholischen Pfarrkirche ragten weithin sichtbar empor. Wenn ihr selbst das herrliche Stadtbild gesehen hättet, das uns Floßfahrern noch viel schöner aus den Fluten des Mains entgegenschaute, ich wette zehn gegen eins, euch wäre wie mir bei dem Anblick das Herz ausgegangen und ihr würdet meinen Wunsch begriffen haben, all diese Herrlichkeit in der Nähe zu beschauen. Bei mir blieb es jedoch nicht beim bloßen Wünschen. So freundliche, gute Kameraden wie die Mainflößer tun einem gern etwas zu Liebe. So wurde ausgemacht, daß ich den

einzigen Nachen besteigen durfte, über den sie verfügten, um mir so lang als ich wollte die Stadt anzusehen. Die Flößer selbst mußten weiterfahren, damit sie bis zum Abend ihr Ziel erreichten. Wenn es zu dunkeln begann, so wollten sie die große Laterne zur Hütte heraushängen, auf daß ich wüßte, wo die Flöße verankert lägen. Von den besten Wünschen der ehrlichen Gesellen begleitet, bestieg ich den Nachen und ruderte zur Stadt hinüber. Dort verankerte ich mein Fahrzeug, schwenkte nochmals meinen Hut zum Gruß für die schon weit draußen schwimmenden Flößer und betrat dann voller Erwartung die Stadt.

Von meiner Landungsstelle aus ging ich sofort auf den Marktplatz. Ich habe schon viele Städtchen mit altertümlichen Bauten gesehen, aber noch in keinem habe ich einen so starken Eindruck mittelalterlichen Lebens erhalten wie in Miltenberg, als ich auf dem Marktplatz stand. Dieser Marktplatz ist nicht groß, im Gegenteil, er ist recht klein, gemessen an den öffentlichen Plätzen in neuzeitlichen Städten. Aber die prächtigen hohen Holzbauten, die ihn einschließen, lassen ihn ansehnlich erscheinen und machen ihn unvergeßlich. Sie erinnern daran, daß Miltenberg im Mittelalter eine Glanzzeit gesehen hat, während die hohen ehrwürdigen Mauern blühendes städtisches Leben in sich bargen. Einen Abglanz dieses Lebens haben die Häuser am Marktplatz gleichsam erstarrt festgehalten. Hätten die Menschen, die jetzt eben vor meinen Augen über das alte Pflaster schritten, nicht die modischen Kleider an, wahrhaftig, ich würde geglaubt haben, aus der Gegenwart jäh ins Mittelalter zurückversetzt zu sein.

Auf mächtigen, quadergefügtigen Grundmauern erheben sich die schönen Holzbauten. Man sieht ihnen an, daß zur Zeit ihres Entstehens das Holz ein billiges Baumaterial war. Fest und wohlgegliedert sind die einzelnen Teile zusammengefügt, jeder Bau befundet Überlegung und zeigt außerdem, daß unsere Vordern wußten und lebendig empfanden, was schön war. Wie einförmig, langweilig und armselig würde sich neben den hochragenden Giebeln, dem reich und mannigfaltig hervortretenden Balkenwerk, den gemüthlichen Erkern dieser Häuser am Miltenberger Marktplatz eine Straße mit Mietkasernen ausnehmen oder auch die meisten kostspieligen Villen und „Prachtwohnhäuser“ unserer Zeit!

Da ist zum Beispiel das „Haus Miltenberg“, das schon mindestens seine 400 Jahre alt ist.

Alles, was ihr an diesem Gebäude seht, ist wohl bedacht und schön. Es ist ein stattliches Haus, wie es im Mittelalter die alteingesessenen und in der Gemeinde herrschenden Reichen sich bauten: dreistödig, mit einem hohen Giebeldach. Die Vorderseite ziert ein schöner hölzerner Erker, der auf steinernen Konsolen ruht, und dessen Flächen mit zierlich durchbrochenen hölzernen Mauerverkleidungen geschmückt sind. Die Seite, wo der Treppenaufgang ist, hat einen kleineren hübschen Erker, der vom ersten Stock bis zum Ansatz des hohen, ziegelgedeckten Giebeldaches hinaufreicht. Mit großer Kunst durchgearbeitete Menschenfiguren, aus Holz geschnitten, tragen ihn auf ihren Schultern. Die Natur tut das Ihre, zu verschönern, was Menschenhände geschaffen haben: reiches Weinlaub verhüllt, einem Schleier gleich, den Unterstock des Hauses. Wundersam altertümlich mutet auch die kleine Häusergruppe gegenüber dem Haus Miltenberg an. Alles durchweg prächtige Holzbauten, hochaufgerichtet, mit schlanken Giebeldächern und zierlichem Sparrenwerk zwischen den Stockwerken und einzelnen Fenstern. Besonders stattlich und doch traulich blickt an dem mittleren Hause der zweistöckige sechseckige Erker herunter, der dicht mit ur-altem Efeu überwuchert ist. Wenn hinter seinen kleinen Bügenscheiben plötzlich eine blonde Mädchengestalt in der Tracht des vierzehnten Jahrhunderts erscheinen würde, die SpinDEL in der Hand, es läme mir im Angesicht dieser Ecke Mittelalters ganz natürlich vor.

Zu dem Marktplatz paßt der zierliche Brunnen, der in seiner Mitte steht. Auch er ist nicht mehr jung, ein kunstfertiger Brunnenmeister hat ihn errichtet, den der Miltenberger Rat im Jahre 1588 aus der großen freien Reichsstadt Nürnberg herbeiholen ließ. Der Mann hat seine Kunst bewahrt. Aus dem schön vergierten steinernen Brunnenstock fließt das sprudelnde Quellwasser in das achteckige Becken. An diesem Brunnen haben schon seit mehr als 300 Jahren die Miltenberger Mädchen ihr Wasser geholt und dabei geplaudert und gelacht. In alten Zeiten hat freilich der Marktplatz nicht bloß fröhliches Geplauder gehört oder auch ernste Gespräche, wenn die ehrsamten Bürger von den Sitzungen des hochwohlblöblichen Rates oder den Beratungen der Rünste kamen. Zu mancher Zeit hat er von Mirrendem Waffengeß und Kriegslärm widergeschallt. Die Stadt Miltenberg hat eine bewegte Vergangenheit hinter sich, die bis in die älteste Zeit zurückreicht.

Schon die eroberungslustigen Römer besaßen an dieser Stelle eine starke Festung, die erst im vierten Jahrhundert nach Christi von den Germanen zerstört wurde. Später siedelten sich friedliche Fischer an der Stätte an, aber der aufblühende Ort wurde im Jahre 910 durch die wilden Scharen der Hunnen in Asche gelegt, die ihre Wohnsitze im heutigen Ungarn verlassen hatten und brandscharend über Deutschland hereinbrachen. Noch nicht hundert Jahre später kam das wieder aufgebaute Miltenberg mitsamt seinem starken Bergschloß als Geschenk der frommen Witwe Kaiser Ottos II. zum Kurfürstentum Mainz, das von einem Erzbischof regiert wurde. Damit war Miltenberg eine Art Grenzfestung dieses kleinen Reiches geworden. Es wurde deshalb immer mehr besetzt, mit starken Mauern und Türmen umgeben, und das feste Bergschloß über der Stadt, die Miltenburg, erhielt als Befestigung eine kriegstüchtige Söldnerschar unter dem Befehl eines Burggrafen. Miltenberg wuchs im Laufe der Zeit unter dem Schutze seiner starken Stadtmauer zu einem reichen Handelsplatz heran. Seine Lage begünstigte das: unmittelbar an einer großen Verkehrsstraße zwischen dem Speßart und dem Odenwald, an der Ausmündung mehrerer Täler, durch die vielbenutzte Fahrstraßen führten, und, was die Hauptsache war, an dem Ufer des schiffbaren Maines. Täglich brachte der in jenen Zeiten reichbeladene Schiffe aus allen Gegenden nach Miltenberg. Die Stadt wurde im Mittelalter bald einer der Hauptplätze des deutschen Binnenhandels und hatte so viel Ansehen, daß der mainzische Kurfürst und Erzbischof Gerlach am 22. Januar 1354 daselbst durch seinen Münzmeister Henselin die Münze errichten ließ, die bis 1643 bestand. Aber die Zeiten änderten sich. Wegen seiner Zugehörigkeit zum Erzbistum Mainz wurde Miltenberg in viele Kriege verwickelt, die es mehrmals an den Rand des Ruins brachten und mit gänzlicher Zerstörung bedrohten. Dann ging der Bauernkrieg nicht spurlos an der Stadt vorüber. Das Heer, das sich im Südwesten Deutschlands aus geplagten, geschundenen Bauern gebildet hatte, nahm unter seinen Hauptleuten Götz von Berlichingen und Meßler von Wallenberg eine Zeitlang hier Quartier. Das geschah nicht, ohne daß die Prachthäuser der reichen Handelsherrn, die den ärmeren Bürgern verhaft waren, schwer gebrandschatzt wurden. Aber noch viel mehr wurde die Stadt später mitgenommen. Schweden, Spa-

nier, Kaiserliche, Franzosen, kurz Protestanten und Katholiken plünderten und verwüsteten im Dreißigjährigen Kriege um die Weite Miltenberg. Auch in den späteren französischen Kriegen hatte die mainzische Handelsstadt manches zu leiden. Heute hat die Stadt, die etwas über 4000 Einwohner zählt, wieder einen Aufschwung genommen.

Manch altertümliches Haus, manch alter Turm steht noch in den Gassen Miltenbergs und redet laut von vergangenen Zeiten. Von all der vielen Sehenswürdigkeiten aber, auf denen mein bewundernder Blick in dem Städtchen geruht hat, will ich euch nur noch eine vorstellen. Es ist der „Riese“ zu Miltenberg. Das ist nicht etwa das Standbild eines Goliath, sondern ein Gasthaus, und — merkt auf! — das älteste Gasthaus von ganz Deutschland. Seine uralten Mauern sind ein Stück Geschichte. Wieviel berühmte Fürsten und Heerführer haben nicht hinter ihnen Herberge und Erquickung gesucht, seitdem vor fast 800 Jahren dieses Haus erbaut wurde, das allerdings seither wiederholt renoviert worden ist. Der alte Barbarossa, der nach der Sage im Kyffhäuser am Marmortisch schlafend sitzt, bis die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, ist im „Riesen“ eingelehrt und hat an dem guten Wein des Wirts seinen Durst gelöscht, der nicht klein gewesen sein soll. Die Kaiser Ludwig der Bayer, Karl IV. sind hier eingelehrt, die berühmten und gefürchteten Heerführer des Dreißigjährigen Kriegs: der Schwedenkönig Gustav Adolf, die Generale Lilly, Sonzaga, Galas, Pappenheim, Hatzfeld, Mansfeld, Piccolomini, Wallenstein und noch viele andere haben hier Raft gehalten, später noch der Türkenbezwiner: Prinz Eugen „der edle Ritter“. Bild auf Bild aus der Geschichte Deutschlands zog an meinem geistigen Auge vorüber, als ich armer Teufel nun in der alten Fürstenherberge saß. Unter Lausen, Betrachten und Träumen entwich mir die Zeit wie im Fluge. Ich mußte an die Abfahrt denken, um meine Reisegefährten wieder einzuholen. Schweigend nahm ich Abschied von der erinnerungsreichen Stätte und bestieg meinen Nachen. Leb wohl, Miltenberg!

Im Sonnenschein ruderte ich an Klein- und Großheubach vorüber und grüßte sein langgestrecktes Schloß und den dahinter aufsteigenden Engelsberg mit seinem weltabgeschiedenen Kloster. Vorbei ging's an dem alten Städtchen Klingenberg, bekannt durch sein großes Tonbergwerk und seinen guten Wein. Auch hier

wieder ein stolze Burgruine! Allmählich kam die Dämmerung ins Land. Wie durch einen düstigen Schleier sah ich die Uferlandschaft. Endlich erreichte ich die verankerten Flosse, gerade noch rechtzeitig genug für das Abendbrot. Ich fühlte mich wieder daheim unter den treuen Gesellen. Draußen legte sich dichter Nebel über den Strom und schloß die Flosse gleichsam von der übrigen Welt ab. Der Koch spülte sein Geschirr und sumnte dabei eine lustige Weise vor sich hin. Der rote Feuerschein des offenen Herds ließ sein gutmütig grinsendes Gesicht deutlich erkennen. Der lange Schorrsch steckte sich eine Pfeife an und trat vor die Hütte hinaus. „Wir kriegen morgen wieder das schönste Wetter“, meinte er, zu dem sternklaren Nachthimmel hinaufschauend, und der fidele „Fettheine“ stieß mich in die Seite und sagte lachend: „Dann ist das Fahren ein Vergnügen, Junge!“

Geinrich Wandt.

o o o

Großmama!

Von Emma Bötz.

Was die Mutter nicht versteht,
Was beim Vater gar nicht geht,
Eine ist's, die noch geschwind
Rat und Hilfe bringt dem Kind:
Großmama kann alles.

War ein Nagel schlecht genug
Und zerriß das neue Tuch,
Hielt nicht mehr der Pferdeshwanz,
Sagt, wer macht es wieder ganz?
Großmama macht alles.

Und wer wußte jederzeit
Auf die Fragen noch Bescheid:
„Wieviel Tanten hat die Welt?
Ob der Mond noch lange hält?“
Großmama weiß alles.

Steht der Bub am Fenster spät,
Als der Mond im Viertel steht:
„Großmama, komm schnell herbei,
Such, der Mond ist ja entwei!
Gelt, den tust du flicken.“

Sie dagegen nickt und lacht:
„Ja, so schnell ist's nicht gemacht.
Aber wenn ich fertig bin,
Ruf ich dich, dann schau wir hin.“
Großmama macht alles.

Eines war ihr doch zu schwer.
Kam vom Kinderfest man her,

Blies dem Bub das Sturmgebräus,
Schwapp, die Stocklaterne aus.

Niemand hat ein Sündholz.

Doch das Straßenlicht brennt noch:

„Großmama, ach Klette doch

Schnell hinauf und hol das Licht!“

„Nein, mein Bub, das kann ich nicht,

Werd's wohl nicht mehr lernen.“

o o o

Was die Eule die Spazien lehrte.

Die Vögel des Waldes stritten einst lange und laut darüber, wer von ihnen der klügste sei.

„Ich will nicht prahlen,“ girrte die eben herbeigesogene Taube, „aber es scheint mir doch so ziemlich sicher, daß wir Tauben die klügsten unter den Vögeln sind. Wäre es nicht so, würden uns die Menschen wohl so gern haben und lieblosen?“ — „Na, das will nichts sagen,“ lachte die Elster. „Mich lieben die Menschen noch viel mehr als euch Tauben. Ja, sie haben mich sogar in einem Liede besungen. Das, denke ich, sagt genug.“ Und sie hüpfte gravitatisch von einem Ast auf den anderen.

„Wer will der klügste der Vögel sein?“ ertönte plötzlich die krächzende Stimme des Raben, der mit dem Schnabel an den Baum klopfte. „Die Taube und die Elster? Geschwäh, nichts als Geschwäh. Die Taube kann ja nichts Besseres als den ganzen Tag auf alberne Weise girren. Dabei ist ihre Stimme so schwach, daß sie nicht einmal ordentlich krächzen kann. Was aber die Elster betrifft, so weiß es doch jedes Kind, daß sie ein eitles, aufgeblasenes Geschöpf und eine abgefeimte Spitzbübün ist. Überhaupt kann es nicht leicht einer von euch mit uns Raben aufnehmen. Wer kann so prächtig krächzen wie wir? Die Menschen lauschen nicht nur unserm Gesang, sie fürchten uns auch und rufen oft voll Angst: Krächze nicht, du Unglücksrabe, du prophezeit Schlimmes. Man muß uns nur verstehen,“ krächzte der Rabe aus vollem Halse. — „Dafür prophezeien wir den Menschen, wie lange sie leben werden,“ lies sich nun die Stimme des Kuckucks vernehmen. — „Ach, schweig nur still, du einfältiger Vogel, kannst ja doch nichts als Kuckuck! Kuckuck! schreien. Wir dagegen singen, daß der Wald schallt,“ riefen Amsel, Drossel, Zeisig und die Nachtigall im Chor. Es erhebt sich ein furchtbarer Lärm.

Plötzlich kam am Eingang zu einer Höhlung in einem starken Baume der wütende Kopf einer Eule zum Vorschein. Sie ließ den Blick

ihrer gelben Augen über die Versammlung schweifen, und zu guter Zeit schrie sie dazwischen: „Was soll der Lärm? Wer wagt es, mich in meinem Hause zu stören, und was soll überhaupt der Streit? Wißt ihr es denn immer noch nicht, daß ich der klügste Vogel bin?“

„Du? Du?“ riefen die Vögel durcheinander. „Ei, dann sage uns schnell, worin deine große Weisheit eigentlich besteht.“

„Das will ich euch gleich sagen,“ erwiderte die Eule, während sie selbstgefällig ihre Federn pudend sich bald nach rechts, bald nach links wendete. „Es ist ganz gleich, ob ihr girrt, krächzt oder singt, — dumm bleibt ihr doch, solange ihr es nicht versteht, Freiheit und Leben so lange zu behalten wie ich. Mir stellt nicht leicht jemand nach, wie viele euresgleichen sind dagegen vor meinen Augen elend zugrunde gegangen! Wollt ihr darum nicht zugeben, daß ich klüger bin als ihr alle?“ So schloß die Eule ihre Rede, während ihre Augen voll Stolz glühten. Die Vögel schwiegen verlegen, denn sie mußten der Eule recht geben. Wie leicht geraten Vögel nicht in die Neze und Fallen der Menschen und in die Krallen der Raben! Dagegen schien es den versammelten Vögeln, daß die Eule sich unbehelligt ihres Lebens und ihrer Freiheit erfreue. Es war also klar, daß sie klüger war als sie alle. Ach, wer es doch auch so gut haben könnte wie sie! Wer es doch erführe, was zu tun sei, um ebenso glücklich zu sein wie die Eule! Dieser Wunsch flog durch manches Vogelköpfchen.

Da ertönten plötzlich aus der Mitte der Vögel zwei feine Stimmchen; sie gehörten zwei kleinen Spazien, die erst vor einer Woche flügge geworden waren. „Höre, gute Eule,“ sagten sie, „ein Geier hat unseren Vater geholt, ein Krater hat unsere Mutter gefressen. Wir haben niemand, der uns belehrt. Wenn du so klug bist, wie du sagst, so nimm uns zu dir und lehre uns, was wir tun müssen, um recht, recht lange zu leben und frei zu bleiben.“

„Ja ja,“ fielen die anderen Vögel ein, „zeig den Spätzlein, wie man das macht, sie sollen gleich hier bei dir bleiben.“ Die Eule hörte erfreut die unerwartete Bitte an. Nun konnte sie durch die Tat beweisen, daß sie recht hatte, als sie sich den klügsten aller Vögel nannte.

„Gut, ich bin damit einverstanden,“ sagte sie, „nur verlange ich in allen Dingen strengen Gehorsam.“ „Wir wollen dir gehorchen,“ riefen die Spazien voller Freude, daß die Eule ihre Bitte nicht abgeschlagen hatte.

Vom Tage der Versammlung an ließen sie sich in der Nisthöhle der Gule nieder. Schon am nächsten Tage begann der Unterricht. Kaum ging die Sonne auf, und kaum erschallten die fröhlichen Lieder der Vögel, so schloß die Gule die Augen und verbarg sich tief in ihrer Höhle. „Was sollen wir jetzt machen?“ fragten die Spazzen wißbegierig. „Ihr müßt ebenso wie ich die Augen schließen und euch verstecken.“ „Aber draußen tagt es ja schon,“ erwiderte der ältere Spaz. Die Gule warf ihm einen mißbilligenden Blick zu und sagte langsam und streng: „Ihr müßt genau befolgen, was ich euch befehle, sonst werdet ihr nie lernen, so lange und ruhig zu leben wie ich.“ Die beiden Vögelin verstummten und zogen sich tief in das Dunkel zurück. „So muß man es wahrscheinlich machen, wenn man lange leben will,“ flüsterten sie einander zu. Es vergingen zwei Stunden, länger hielt es der jüngere Spaz nicht aus; er wandte sich an die Gule und fragte leise: „Dürfen wir jetzt nicht ein wenig ins Freie? Draußen ist es so hell und warm, und so viele Mücken schwirren umher.“ . . .

Nach einigem Bestimmen sprach die Gule: „Gut, es sei. Heute dürft ihr ins Freie, da es der erste Tag eures Unterrichts ist. Morgen aber kann ich euch nicht so schnell hinauslassen. Jeden Tag dürft ihr weniger draußen bleiben, bis ihr im Laufe einer Woche gelernt habt, mit mir den ganzen Tag in der Höhle zu sitzen.“ „Wir erlernen es ganz gewiß,“ riefen die kleinen Vögel, während sie fröhlich zwitschern davonflogen.

Am nächsten Tage hielt die Gule die Spazzen doppelt so lange in der Höhle zurück. Anfangs saßen die Kleinen ganz still, dann aber begannen sie sich flüsternd miteinander zu unterhalten, wie streng die Gule doch sei, und wie schwer es ihnen fielen, am Tage in der dunklen Baumhöhle zu sitzen. „Hört auf zu schwätzen!“ zürnte die Gule, „ihr müßt jetzt still sein und schlafen.“ — „Wir haben uns schon in der Nacht ausge schlafen, und jetzt möchten wir gern etwas zwitschern,“ wagte einer der Gescholtenen zu bemerken. „Wer am Tage zwitschern will, braucht nicht in der Höhle der Gule zu sitzen, um von ihr Weisheit und Geschicklichkeit zu lernen,“ erklärte die Gule, indem sie ihre verschlafenen Augen aufriß, die nun vor Zorn funkelten. In der Nisthöhle trat Stille ein.

Nach einer Woche hatte die Gule es erreicht, daß die Spazzen vom Morgen bis zum Abend

still saßen, ohne sich zu rühren oder nur einen Laut von sich zu geben. Ja, sie hatten nicht einmal mehr Luft zu zwitschern. Schläfrig und gelangweilt hoelten sie da und warfen nur von Zeit zu Zeit scheue, traurige Blicke auf die Gule. Als nach einiger Zeit die Spazzen am Tage tief schliefen und nur gegen Abend wach wurden, sagte die Gule zu ihnen: „Ich fliege jetzt aus, fliegt hinter mir her und gebt euch Mühe, mit den Flügeln so wenig als möglich Lärm zu machen.“ — „Ich kann nicht leise fliegen,“ rief der jüngere Spaz. „Die Mutter hat uns das Fliegen anders gelehrt: fliegt schnell und kühn und kümmert euch nicht darum, wenn ihr mit den Flügeln schwirrt, das ist um so lustiger,“ sagte sie oft. „Ach was, wenn du erst das lautlose Fliegen gelernt hast, bist du bald am Ziel, dann winken Freiheit und langes Leben,“ erwiderte hierauf die Gule. „Werde ich aber immer nur nachts fliegen dürfen?“ fragte der Spaz sie traurig. „Allerdings. Ganz sacht und ganz im Finstern muß alles geschehen. Seht ihr, so wird's gemacht,“ sagte die Gule, indem sie ihre Flügel ausbreitete. Und sie flog mit leisen, weichen Bewegungen ins Freie. Den Spazzen wollte der leise Flug lange nicht glücken. Sie schwirrten in der Luft hin und her, streiften in der Dunkelheit an Blätter und Blumen, weckten schlafende Vögel und fielen ganz erschöpft zu Boden. Viele Tage konnte man die Ermahnungen der Gule hören. „Sachte, sachte, nur ganz leise fliegen, damit euch ja niemand hört oder sieht. Nur mit Behutsamkeit kommt man vorwärts!“

Endlich hatten die Spazzen das leise Fliegen gelernt, da glücklicherweise der Mond die Nächte erhellte. Die Gule war mit ihnen zufrieden und sagte: „Jetzt bleibt euch nur noch eins zu lernen übrig: Die Jagd auf Beute. Seht zu, wie ich es mache, dann ist das ebenfalls bald gelernt. Auch hierbei heißt es vor allen Dingen, sich vorsichtig im Dunkeln an das Opfer herantasthen und es dann plötzlich überfallen. Ich will heute Feldmäuse fangen. Ihr sollt Mücken und Nachtfalter jagen, ich habe euch nun wirklich lange genug gefüttert.“ Anfangs flogen die Gule und die Spazzen zusammen auf Beute aus. Die Spazzen hatten zwar einen reichen Fang getan und sich ordentlich sattgeessen, aber die Jagd auf Schmetterlinge und Mücken im Dunkeln hatte ihnen nicht gefallen, die war nicht halb so schön als am Tage, im glänzenden Sonnenschein! Traurig und verstimmt kehrten sie heim. „Und das ist

alles?" fragten sie schüchtern die Gule, als sie am Morgen mit ihr in die Höhle zurückflogen. „Ja, das ist alles. Ihr seht nun selbst, daß nur der Anfang schwer war,“ antwortete die Gule. „Wer sich erst an solch ein Leben gewöhnt hat, für den gibt es nichts Schöneres. Ich liebe es, wenn es ringsum recht still und finster ist, wenn alles schläft, damit mich niemand sieht, wenn ich meine Beute suche. Jetzt werdet ihr es ebenso schön haben wie ich. Seid ihr nicht froh, daß ich euch dies herrliche Leben gelehrt habe?“ — „Ja... wir... sind dir stets dankbar,“ flüsterten die Spähen. Allein am nächsten Tage war der Ältere von ihnen aus der Baumhöhle verschwunden. Er war davongeflogen, weil er das Leben ohne Sonne, ohne den fröhlichen Lärm des Tages nicht mehr ertragen konnte, weil er sich nach dem Gesang der Vögel und dem Duft der Blumen sehnte. Der jüngere Spähe, der furchtsamer und schwächer war als sein Bruder, blieb bei der Gule, aber sein Blick wurde trüber und trüber, seitdem ihn der Bruder verlassen hatte.

Es verging einige Zeit. Die Gule flog mit dem Spähe allnächtlich auf Raub aus. In einer Nacht sagte sie zu ihrem Schüler: „Ich habe die Mäuse satt. Paß auf, heute will ich schlafende Vögel fangen.“ „Aber wenn die Vögel schlafen, können sie sich doch nicht vor dir in acht nehmen,“ meinte der Spähe. „Das sollen sie ja auch nicht können, du Narrchen! In der Stille und im Finstern — das ist die Hauptsache im Leben. Nun erst sollst du meine ganze Kunst bewundern,“ sagte die Gule. Ehe noch der Spähe sich recht besinnen konnte, was das bedeutete, war die Gule seitwärts verschwunden und lehrte mit einem kleinen, zappelnden Vogel in den Krallen zurück. „Hast du es gesehen, wie ich ihn packte?“ fragte sie den zu Tode erschrockenen Spähen. In diesem Augenblick kam der Mond zum Vorschein, und das Spählein erkannte in dem unglücklichen Gefangenen der Gule seinen Bruder. „Laß ihn los, laß ihn los, es ist mein Bruder,“ rief er heftig. „Et, was schiert mich das? Er wollte auf seine Weise leben und ist auf und davongeflogen. Ich... ich lebe auf meine Weise und esse Spähen gern.“ Der jüngere Spähe zitterte am ganzen Leibe vor Entsetzen. Plötzlich flog er davon. Er schlug laut mit den Flügeln, stieß wieder an Blätter und Zweige und fiel schließlich, zu Tode erschöpft, in einen Busch nieder. Zur Gule kehrte er nie mehr zurück.

Wenn ihn später andere Vögel befragten, weshalb er die weiße Gule verlassen habe, antwortete er: „Ich kann nicht ohne Freunde, ohne Sonne, ohne fröhliche Spiele leben. Ich kann nicht meine Nahrung im Finstern suchen. Ich kann es nicht aushalten, wie die Gule zu leben. Sie frist meine Freunde und Brüder, sie fängt schlafende Spähen. Sie hat meinen armen Bruder gefressen.“ Aufmerksam und entsetzt lauschten die Vögel den Erzählungen des kleinen Spähen und trugen sie weiter zu anderen Verwandten und Freunden. Bald wußten alle Vögel, wie schrecklich das Leben der Gule ist. Voll Haß und Furcht begannen sie seit jener Zeit die Höhle der Gule zu meiden und fliehen sie entsetzt bis auf den heutigen Tag.

Nach dem Russischen des H. Trubatschew von ed.

o o o

Das versteckte Büblein.

Was hab' ich für ein Büblein
Im Sinn?
Es hat ein rundes Gräßlein
Im Sinn,
Dazu ein rotes Bäckchen
Wie Blut,
Es steht sein grünes Jäckchen
Ihm gut.
Die Kläppchen und die Läppchen
Sind fein,
Doch ist ihm fast sein Käppchen
Zu klein.
Es hat sich oft geschwungen
Im Wind,
Ist hin und her gesprungen
Geschwind:
Da fiel's vom Steckengäulchen
Ins Gras;
Dort fand's nach einem Weilchen
Die Bas',
Und hat's ins Kämmerlein tragen,
Dort liegt's. —
Wer kann den Namen sagen?
Der kriegt's! Friedrich Gull.

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Clara Beilin (Gumbel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.